Der Schwabenkrieg 1499

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **40 (1899)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007917

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Die einst mit dir gesungen
„Auf Erden?"
„Aber ich sprach: „Lasse die Musik!"
„Braust nicht um uns
„Die Harmonie der Sphären?
„Wandeln nicht Welten ihre Bahnen,
„Groß und wunderbar
„Wie am ersten Tag!
„Nein, rufe mir Kinder herbei,
„Daß ich mit ihnen wandle und rede,
„Wie ich auf Erden gewandelt,
„Und sie gelehrt;
„Rufe mir Kinder herbei
„Die ich gekannt und geliebt! . . .

„Sieh! da schwebet eine lichte Wolke
Himmlischer Kinder heran,
Und alle rufen und grüßen:
„Weint sie noch immer,
„Die gute Mutter,
„Die uns im Tode so lieblich gebettet?
„Bruder und Schwester
„Kommen sie bald
„Zur ewigen Ruhe?"

Mein Engel sieht meine Gedanken
Sieh und sieh! Da kommen sie heran,
Die Herrlichen, die Himmlischen; —
Und mir pocht das Herz
In Liebe und Sehnsucht:

Chrysostomus, der Goldmund,
Henri Dominique, der Prediger,
Und purpurbekleidet, sanftlächelnd
Der unsterbliche Erzbischof von Mailand,
Karl Borromäus . . .
Und der seligen Freunde gar viel,
Die ich geliebt im Leben
Und gekannt aus Büchern
Und im finstern Walde.

Doch mitten unter die Seligen alle
Drängte sich geschäftig
Ein ernster Engel;
Auf den Lippen erstirbt mir Wort und Gruß,
Die Heiligen lächeln und winken;
Der Engel aber spricht!
„Gelobt sei Jesus Christus!
„Ist der **Wochenbericht** fertig?" . . .

Aus himmlisch-süßen Träumen
Weckt mich die ernste Stimme,
Und ich erwache;
Und vor der Thüre steht —
Die alte, treue Kathry
Und will eilenden Schrittes
Nach Stans . . . . .

Jos. Jg. von Ah.

Der Schwabenkrieg 1499.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts waren die Schweizer besonders durch ihr Glück in den Burgunderkriegen zum vollen Bewußtsein ihrer Kraft gelangt. Hatten sie sich bisher noch dem deutschen Reiche angeschlossen, sogar die Reichstage besucht, so waren sie doch jederzeit bemüht, ihre Freiheiten zu befestigen, ihre Privilegien zu erweitern. Nachdem sie den kühnen Karl von Burgund siegreich überwunden und dieser bei Grandson sein Gut, bei Murten seinen Mut und bei Nancy das Blut verloren hatte, verspürten die Eidgenossen wenig Lust, Unterthanen des deutschen Reiches zu sein. Kaiser Friederich III. war den Schweizern wenig hold und hatte „mehrmals Mittel fürgenommen, ihren Abgang zu fürdern". Er verhetzte (1442) die Stadt Zürich mit den Eidgenossen, reizte Karl den Kühnen von Burgund gegen sie auf, und als sie sich desselben erwehrten, ruhte der Kaiser nicht, bis er es mit vieler Anstrengung dahin gebracht hatte, daß sich Fürsten und Prälaten, Städte und Stände, sowie die Ritterschaft des Reiches 1487 und 1488 zu dem sog. schwäbischen Bund vereinigten. Auch die Eidgenossen wurden zum Anschluß aufgefordert, aber das von Oesterreich ins Leben gerufene Bündnis konnte ihr Vertrauen nicht erwecken. Man betrachtete nicht mit Unrecht den Bund als vom Kaiser „zuwider der Eidgenossenschaft aufgericht" und darum verhielten sich die Eid-

genossen nicht nur ablehnend, sondern 8 Orte erneuerten sogar ihr Bündnis mit der Stadt Rottweil (1490) und schlossen mit den Herzogen von Baiern einen Neutralitätsvertrag auf fünf Jahre.

Am 19. August 1493 starb Friederich III. und sein Sohn Maximilian übernahm die Regierung des deutschen Reiches. Mit Kraft suchte er dem zerfallenen Reichskörper neues Leben einzuflößen, führte an Stelle des frühern kaiserlichen Hofgerichtes das Reichskammergericht ein und ordnete eine allgemeine Steuer zur Bestreitung der Reichsbedürfnisse an. Das wollte nicht Allen gefallen, am wenigsten den Schweizern; sie vermochten sich weder für das Reichsgericht, noch für den gemeinen Pfennig zu begeistern. Eine reichsständige Gesandtschaft, die nach Zürich kam, um die Eidgenossen als Liebhaber des Friedens und gehorsame Glieder des Reiches zur Annahme der neuen Satzungen zu bestimmen, fand eine sehr kühle Aufnahme.

Maximilian I., deutscher Kaiser.

Besser als diese Neuerungen gefielen den Schweizern das Gold und die Versprechungen Frankreichs, und am 1. Nov. 1495 schloß die Mehrheit der Kantone ein Bündnis mit Karl VIII. von Frankreich ab. Als eine neue deutsche Gesandtschaft bestimmte Erklärungen verlangte, mußte sie sich mit unbestimmten Antworten und leeren Ausflüchten der eidg. Boten begnügen.

Solche Vorgänge konnten natürlich den deutschen Kaiser der Schweiz gegenüber nicht freundlicher stimmen; neue Konflikte steigerten anderseits die Erbitterungen gegen Maximilian und erhöhten die gegenseitige Abneigung. Hiezu gehörten besonders die Streitigkeiten der Stadt St. Gallen und des Landes Appenzell mit dem Reichskammergericht, wobei auch die Städte Rottweil und Schaffhausen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Nachdrücklich traten die Eidgenossen für ihre Verbündeten in die Schranken und ergriffen umfassende Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines Krieges. Eine trotzige Entschiedenheit ergriff das Volk; eine tiefe Gährung verbreitete sich und der Aerger machte sich durch Spott und Schimpfreden Luft. Die Schwaben prahlten, sie hätten vor Jahren ein toten Schweizer mehr gefürchtet, als jetzt zehn lebende. Sie hätten nachgerade auch kriegen gelernt und wollten im Schweizerlande dermaßen brennen und räuchern, daß unser Herrgott, auf dem Regenbogen sitzend, die Füße vor Hitze an sich ziehen müsse und Sant Peter die Himmelsthüre nicht mehr aufthun dürfe.

Die Stadt Konstanz, die bisher den Schweizern geneigt gewesen war, wurde ihnen nun abwendig gemacht, dagegen aber schlossen sich die räthischen Bünde enger an ihre ältere Schwesterrepublik an, je mehr Maximilian nach dem Tode des Erzherzogs Sigmund im Bündnerland seine Macht auszubreiten drohte.

Am 21. Brachmonat 1497 schlossen die sieben östlichen Kantone der Eidgenossenschaft einen Vertrag mit dem grauen Bunde und gegen Ende

des Jahres einen solchen mit den Gotteshausleuten und der Stadt Chur und schwuren sich Freundschaft und „getreues Aufsehen" in allen Gefahren.

Hart an der Grenze von Tirol, aber noch im Bündnerlande lag das Kloster Münster; an der Kastvogtei desselben hatte sowohl der Bischof von Chur als die Grafschaft Tirol Anteil; das gab Anlaß zu verschiedenen Streitigkeiten, die der Bischof von Chur umsonst beizulegen suchte. Es kam im Gegenteil soweit, daß die übereifrigen Tiroler im Jahre 1498, während der Kaiser in den Niederlanden beschäftigt war, das Frauenkloster besetzten. Sofort eilten die Bündner herbei, vertrieben die Besatzung und verschanzten sich im Gotteshause. Nun vermochte nichts mehr die auflodernde Kriegsflamme auszulöschen. Ein am 10. Jänner in Feldkirch abgehaltener Friedenstag blieb ohne Erfolg; die Tiroler riefen den schwäbischen Bund um Hilfe an; die Bündner wandten sich an die Eidgenossen. Sofort brachen 400 Mann aus Uri auf und zogen über die Berge ins Bündner-Oberland; Abteilungen anderer Kantone, besonders auch aus Luzern, besetzten die Gränzen längs des Rheins; überall wurde gerüstet. Aber auch die Schwaben blieben nicht müßig, ein Heer von 20,000 Mann wurde aufgeboten, um das rechte Ufer des Rheins von seinem Ausfluß in den Bodensee bis hinauf nach Maienfeld zu sichern.

Noch einmal versuchte der Bischof von Chur die Kriegsfurie zu beschwören, und wirklich gelang es ihm, einen Waffenstillstand zu erwirken. Als sich infolgedessen die Eidgenossen auf den Heimweg begaben, wurden sie beim Schloß Gutenstein am Fuße des Luziensteig mit Spott und Hohn empfangen. Die Besatzung machte sich ein Vergnügen daraus, ganze Nächte hindurch zu brüllen und zu muhen, wie ein Rudel Kühe und Kälber. In ihrem Mutwillen und Schweizerhaß setzten sie sogar einem Kalb ein Tüchlein auf, nahmen es beim Schwanz und tanzten mit ihm, während sie den Eidgenossen spöttisch zuriefen, sie sollten den Bräutigam schicken, denn sie hätten hier die Braut. Nicht genug, man ging im Uebermute sogar soweit, auf die Eidgenossen zu schießen.

Solches gleichgültig hinzunehmen, waren die Schweizer nicht gewohnt. Entschlossen machten sie Halt, riefen die Urner, welche über Sargans gegen Wallenstadt heimkehren wollten, herbei und lagerten sich kriegsbereit bei Azmoos.

Inzwischen waren aber auch die Schwäbischen, durch einen Ausfall des Urners Heini Wolleb gereizt, gegen Luziensteig gezogen, hatten dort eine bündnerische Besatzung angegriffen und verjagt und sich des Städtchens Maienfeld bemächtigt. Die Bündner dagegen drangen am 11. Hornung bis Balzers vor; die Eidgenossen aber durchwateten am folgenden Tage den Rhein, wo er am kleinsten war, überrumpelten Vaduz und bemächtigten sich des ganzen Gebietes bis unter die Mauern von Feldkirch.

So war der Krieg allenthalben aufs heftigste entbrannt. Er wurde auf beiden Seiten mit Hohn und grimmiger Erbitterung geführt. Nur wenig größere Zusammenstöße fanden statt, dagegen drängte ein Raubzug und ein Ueberfall den andern und zahllose Schlösser und Ortschaften gingen in Flammen auf.

Das erste bedeutendere Treffen wurde am 20. Hornung bei Hard am Bodensee geliefert. Vierhundert der mutigsten Eidgenossen eilten voran, warfen sich auf die Landsknechte, als sie im dichten Nebel plötzlich vor dem Gewalthaufen der Feinde standen. Sie machten Halt, fielen auf die Knie und verrichteten das übliche Schlachtgebet. Die Kaiserlichen, im Glauben, die Schweizer flehen um Gnade, verhöhnten sie und brannten ihre Geschütze los. Doch die Kugeln gingen zu hoch und flogen über die Köpfe der Knieenden weg; im nächsten Augenblick war auch schon die Hauptmacht der Schweizer mit der Vorhut vereinigt, drang in den Feind und warf diesen nach kurzem Kampf in die Flucht. Wenigstens 1000 Mann kamen auf dem Schlachtfelde, teils in den Sümpfen, teils im See ums Leben. Die Eidgenossen verloren wenige der Ihrigen, machten aber reiche Beute und eroberten zahlreiche Banner. Gott dankbar für den errungenen Sieg hingen die Luzerner ihre erbeuteten Fahnen in der Barfüßerkirche auf. Gnädig erging es einem Schwaben, der sich versteckt hielt, aber aus seinem Schlupfwinkel herausgezogen wurde. Totenbleich vor Schrecken fiel er auf die Knie und schrie in einemfort: „Ach, ihr frommen Kuhmäuler, seid mir um Gotteswillen gnädig!" Als man ihn des Schimpfnamens wegen anfuhr, schwur der arme Teufel hoch und heilig, er habe die Eidgenossen nie anders nennen gehört.

Drei Tage verblieben die Schweizer nach alter Sitte auf der Wahlstatt; dann zogen sie mit aufrechten, sieghaften Bannern noch vor Ende des Monats über den Rhein zurück. Gleichzeitig

zogen die Zürcher, Berner, Freiburger und Solothurner raubend und plündernd in den Hegau und straften dort so furchtbar den Adel und die Landbevölkerung für ihren leidenschaftlichen Haß gegen die Schweizerbauern, daß sich sogar die eidg. Tagsatzung zu einer Rüge veranlaßt sah.

Verschiedene Vermittlungsversuche scheiterten an der entflammten kriegerischen Leidenschaft: klug wußte der König von Frankreich Ludwig XII. diese Stimmung zum Abschluß eines Bündnisses auf 10 Jahre zu benützen.

Während sich die Eidgenossen in diesem Kriege treu und redlich unterstützten, fehlte es den Gegnern an rechter Einigkeit und am Zusammenhang; sie gerieten daher schon nach den ersten Erfolgen der Schweizer in eine zaghafte Stimmung. Am 22. März legte sich eine Schar von 800—1000 Eidgenossen beim Bruderholz, südlich von Basel, unversehens einem deutschen Heere in den Weg und schlug den dreifach überlegenen Feind in schmähliche Flucht. Ein Zeitgenosse bemerkt hierzu: „Sie wären selbst in die Hölle gelaufen, wenn ihnen ein Weg dazu offen gestanden hätte."

Unbeschreiblich war der Schrecken über diese neue Schlappe; man hielt die österreichische Lande für verloren. Auf die Nachricht, daß nur wenige Eidgenossen, gegen 400 Mann, in der Nähe stehen, wuchs aber den schwäbischen Helden wiederum der Mut und die 5000 Mann starke Hauptmacht des schwäbischen Bundes suchte am 11. April von Konstanz aus die in Ermatingen und andern Dörfern längs des Untersees liegenden schweizerischen Besatzungstruppen zu überfallen, sowie den angrenzenden Thurgau zu verheeren. Um den Anmarsch der Reiterei und des Fußvolkes möglichst geräuschlos zu machen, wurde die Brücke bei Konstanz mit Mist überdeckt. Der Ueberfall gelang, 73 Mann wurden getötet, einige im Bette erstochen. Als keine Eidgenossen mehr zu sehen waren, setzten sich die Schwaben gemütlich zum z'Morgen, das ihre Gegner bereitet hatten, oder raubten und plünderten. Da erschallten die Sturmglocken, die Eidgenossen wurden allarmiert und rasch die zerstreuten Posten, etwa 1500 Mann zusammengerufen. Oswald von Rotz, Hauptmann der Unterwaldner, ein erfahrner Krieger kam zuerst mit einigen hundert Mann an; ihm folgte Rudolf Haas von Luzern. Von Rotz stellte den Waffenbrüdern das Schmähliche eines solchen Ueberfalles lebhaft vor Augen und forderte sie auf, den angethanen Schimpf zu rächen. Jetzt sei der Feind am Plündern und zerstreut, jetzt sei es leicht, ihn zu besiegen; wenn er aber geordnet vordringe, sei es schwer, ihn aufzuhalten; darum Rache oder Tod!

Alle leisteten den Schwur der Rache, knieten nieder, beteten „dry Paternoster und Ave Maria" und zogen unbemerkt bei Schwaderloo vorbei, drangen bis an den See und stürzten sich bei Triboldingen wütend wie hungrige Löwen auf den ahnungslos und ordnungslos nach Konstanz zurückkehrenden Feind. Graf Wolfgang von Fürstenberg suchte sich mit der Reiterei zur Wehr zu setzen, aber die Schweizer stürmten sofort das Geschütz und schrien: „d'ran, d'ran! die Böswicht fliehent! d'ran, weidlich d'ran! sie fliehent, sie fliehent. Drucktend also mit ungesumter Fust so heftig d'ran, daß die ehgenannten Ritter und die dry vordersten Glid nit ohn Schweiß und Blut ganz darnieder legtent und die andern hinten ab die Flucht nahment." Das Fußvolk floh schimpflich und die Schwaben ließen, wie ein Geschichtschreiber bemerkt, nicht allein die gesamte eigene Artillerie, sondern, was schlimmer war, den Rest von Mut und Selbstvertrauen am Schwaderloo liegen. „Ist es doch buchstäblich wahr, daß die Fußknechte fortan vor dem unvermuteten Schall der eigenen Trommeln schreckerfüllt das Hasenpanier ergriffen.

Unter dem eroberten Geschütz befanden sich zwei neugegossene Schlangenbüchsen, „Seckel" genannt, und Oswald von Rotz stellte bei der Tagsatzung das Gesuch, daß dieselben der Kriegsbeute der Unterwaldner beigegeben werden. Ob es geschah, ist nicht bekannt.

Noch wuchtiger waren die Hiebe, welche die Eidgenossen in der zweiten Hälfte des April austeilten, und gleichzeitig errangen auch die schweiz. Waffen im Oberland einen glänzenden Sieg. Dort hatte sich nämlich ein österreichisches Heer aus Tirol und dem Wallgau bei Frastenz verschanzt. Es mußte nicht lange auf die Schweizer warten; 10,000 Mann stark rückten sie, begeistert durch die Kunde vom Siege bei Schwaderloo, heran. Doch den Gegnern war schwer beizukommen. Die Oesterreicher hatten zwischen dem südwestlich von Frastenz sich hinziehenden Roiaberg und Feldkirch eine „Letze" d. h. eine schwer einzunehmende Verschanzung errichtet. Die Eidgenossen besannen sich nicht lange; sofort faßten sie den Entschluß, die „Letze zu hinterziehen" d. h. zu umgehen. Der tapfere Urner Heini (Heinrich) Wolleb stellte sich an

die Spitze von 2000 Mann, um diese Aufgabe zu lösen. „Als sie eins Theils hinuf kament“ berichtet der Chronist Tschudi, „stund der Hauptmann Wolleb von sinem Roß zu Fuß und hieß Jedermann nieder knüwen und beten 5 Pater noster und Ave Maria in das würdig Liden und Sterben und in sie hl. fünf Wunden, daß er durch sie bitter Liden und Sterben ihnen Kraft und Macht geb wider ihre Find u. s. w. sprach dann: „Nun heig keiner Sorg, daß es uns nunmeh mißlinge oder übel gang, und ziehent mir nach in dem Namen Gottes“; damit nahment sie den stotzigen Berg für Hand und hulfent einander daruf, wie sie mochtent.“ Die Höhe des Berges war mit Schützen besetzt; aber während diese ihre Geschütze losbrannten, legten sich die Eidgenossen rasch auf den Boden und ließen die Kugeln über ihre Köpfe hinwegsausen; sofort sprangen sie wieder auf, drangen in die Reihen der Feinde und zersprengten sie. Als die Oesterreicher die Gegner auf der Höhe erblickten, rückten sie gegen dieselben vor und brannten ihre Geschütze ab. Wiederum „duckten sich die Schweizer zur Erden, biß das geschütz abging, luffen darnach im rauch hinan“. Sie fanden tapfere Gegenwehr und es brauchte einen blutigen, stundenlangen Kampf, bis der letzte Widerstand gebrochen war. Wohl 2000 Oesterreicher erlagen ihren Streichen oder ertranken in der Ill. Auch der Verlust der Eidgenossen war empfindlich; unter den Gefallenen befand sich auch der todesmutige Heini Wolleb. Die Unterwaldner verloren zwei der ihrigen, Ulrich Gehrig von Alpnach und Thomas Wirz von Sarnen. Nachdem sie drei Tage auf dem Schlachtfelde zugebracht hatten, zog der größere Teil der Eidgenossen nach Hause.

Fontanas Heldentod.

Inzwischen war Kaiser Maximilian aus den Niederlanden zurückgekehrt. In Mainz proklamierte er in aller Form die Acht und den Reichskrieg gegen die Schweizer, und so konnte der Tanz aufs neue losgehen. Graf Heinrich von Fürstenberg wurde vom Kaiser zum obersten Feldhauptmann ernannt, während der Kaiser sich nach Ueberlingen begab, dort das Reichspanier entfaltete und selber als Reichsfeldherr auftrat. Er gedachte, der Sache ein schnelles Ende zu bereiten, machte aber so ziemlich die Rechnung ohne Wirt. Trotz der kaiserlichen Anwesenheit herrschte die größte Zerfahrenheit; es fehlte an ernstlicher Unterstützung und an Begeisterung.

Im Interesse seiner Hausmacht wandte sich Maximilian nach dem obern Rheinthal, um von dort aus einen Vorstoß gegen Bünden zu unternehmen. Als er nach Landeck kam, traf ihn dort die Schreckenskunde von einer blutigen Niederlage der Tiroler an der Calven. In einer Thalschlucht dieses Namens, zwischen Taufers und Latsch hatten die Tiroler eine aus vielen Basteien, Bollwerken und Türmen zusammengesetzte gewaltige Schanze errichtet und so den Eingang in die weite herrliche Ebene, welche die Dörfer Glurns, Latsch, Mals und Schleiß trägt, gesperrt. Unterhalb dieser Letze stand das österreichische Heer gegen 15,000 Mann stark. Die an Streitkräften bedeutend schwächern Bündner — sie zählten ungefähr 6300 Mann — suchten nun, wie bei Frastenz, die Letze zu umgehen. Während ihre Hauptmacht bei Taufers im Thale stehen blieb, erstieg während der Nacht eine kleine Abteilung auf steilen Hirtenpfaden den Schlinigerberg, um gegen Latsch ins Thal hinabzusteigen und dem Gegner in die Seite oder den Rücken zu fallen.

Am Morgen des 22. Mai flammte von der Höhe des Berges das verabredete Feuerzeichen und bald entspann sich ein furchtbarer Kampf unterhalb der Letzi. Sei es aus Gleichgültigkeit oder aus einem andern Grunde rückte Dietrich Freuler aus Schwyz mit der Hauptmacht viel zu spät an, und die vom Berge in's Thal stürmenden Bündner hatten gegen die Uebermacht einen schrecklich schweren Stand. Schon drohte ihnen der Untergang, als endlich Freuler mit der Hauptmacht sich auf die westliche Front der Letzi stürzte. Aber stundenlang wogte auch da der Kampf, bis hervorragende Führer, unter ihnen besonders Benedikt Fontana, mit todesmutiger Tapferkeit die Schanze anfielen und bezwangen. Fontana stürmte den Seinen voran, als ihn plötzlich eine Kugel traf. Sterbend soll er den Seinen zugerufen haben: „Frisch voran, meine Jungen! Mit mir ist's nur um einen Mann geschehen! darauf sehet nicht! Heute noch Rätien und Bünde oder nimmermehr!"

Dem vereinten Angriff von unten und oben wich endlich der Feind und räumte mit einem Verluste von 5000 Mann die blutige Walstatt. Das war der berühmte Sieg an der Calven, der von einigen Chronisten fälschlich nach der etwa 4 Stunden entfernten Malserhaide verlegt wird. So hatte, wie ein Volkslied sagt, der rätische Steinbock über den tirolischen Adler gesiegt und ihn zu einer gerupften Krähe gemacht. Die Bündner sollen nur gegen 300 Tote verloren haben.

Acht Tage nach der Schlacht erschien Kaiser Maximilian in Glurns und ließ sich dort von den Hauptleuten den Verlauf der Schlacht ausführlich erzählen. Er ließ die Letzi wieder herstellen und den kleinen Krieg mehrere Wochen lang fortsetzen. Zwecklos und ohne weitern Erfolg wurde so das arme Land schrecklich verheert und verwüstet; das Engadin glich einer großen Brandstätte; ganze Herden abgemagerter Kinder trieben sich herum, die ihren Hunger mit Gras und Kräutern zu stillen suchten. Maximilians Heer aber löste sich auf und der Kaiser sah sich genötigt nach Norden abzuziehen.

Trotzdem rastete der gedemütigte Kaiser nicht; noch einmal setzte er die Hoffnung auf den schwäbischen Bund. Man einigte sich dahin, die Eidgenossen durch beständige Einfälle zu ermüden, sie an mehrern Orten zugleich anzugreifen und nach geteilten Kräften zu schlagen. Allein es fehlte die nötige Einheit und, obwohl eine Bundesversammlung zu Ueberlingen beschloß 20,000 Mann aufzubieten, so brachte doch der Kaiser, als er einen Monat später in Konstanz erschien und eine Musterung abhielt, nicht mehr als 10,000 Mann zusammen.

Ein mutiges Schweizermädchen.

Uebrigens schienen die Eidgenossen damals nicht ungeneigt, auf Friedensunterhandlungen einzugehen — so wenigstens berichtet der hochangesehene Wilibald Pirkheimer aus Nürnberg. Ihm verdanken wir auch eine anmutige Anekdote aus dieser Zeit. Wie es damals bisweilen vorkam, bedienten sich die Eidgenossen eines einfachen Kindes, um ein Schreiben an den Kaiser in Konstanz gelangen zu lassen. Diesmal war es ein Mädchen, das aber nichts weniger als Schüchternheit verriet. Nachdem es das Schreiben abgegeben, stand es im Vorhof und wartete auf eine Antwort. Kaiserliche Soldaten traten zu ihm und fragten, was die Eidgenossen auf ihren Posten machen. „Sehet ihr nicht", sagte das

Mädchen, „daß sie euch erwarten!“ „Wie viel sind ihrer?“ forschte man weiter. „Genug, euern Angriff abzuwehren“ lautete die unerschrockene Antwort. „Irre ich mich nicht, so hättet ihr sie im Gefechte vor dieser Stadt zählen können, wenn euch nicht die Furcht blind gemacht hätte.“ „Aber haben sie Nahrung?“ spottete Einer. „Wie könnten sie leben“, fragte die junge Schweizerin, „wenn sie weder zu essen, noch zu trinken hätten?“ Die Umstehenden lachten, ein Krieger aber griff an's Schwert und drohte dem Mädchen, das unerschrocken in den Tadel ausbrach: „du bist wahrhaftig ein tapferer Mann, wenn du einem so jungen Mädchen mit dem Tode drohst! Wenn du kämpfen willst, warum stürzest du dich nicht auf die feindlichen Vorposten, dort findest du gewiß einen Mann, der deiner Kühnheit gewachsen ist.“

Nicht lange dauerte es und der Kriegsrummel begann aufs neue, — überall ertönten Waffenlärm und Neckereien. Während der Kaiser bei Konstanz und Schwaderloo mit den Eidgenossen herumplänkelte, sollte Graf Heinrich von Fürstenberg westlich von Elsaß und Sundgau her in die Schweiz einen Einfall machen. Mit 14,000 Mann Fußvolk und etwa 2000 Reitern rückte er im Solothurnischen vor und belagerte das Schloß Dorneck, während der Gewalthaufe seines Heeres zwischen Dornach und Arlesheim lagerte. In der Meinung, die Eidgenossen hätten ihre ganze Macht bei Schwaderloo zusammengezogen, überließ sich der Graf der größten Sorglosigkeit. Es war der 22. Heumonat. Das ganze Heer, mit Ausnahme der Geschützbedienung ergab sich der Ruhe und dem Genusse; man hatte es sogar unterlassen, Tagwachen auszustellen, und vertrieb sich die Zeit mit allerlei Kurzweil, mit Spielen und Prassen, Singen und Tanzen u. s. w.

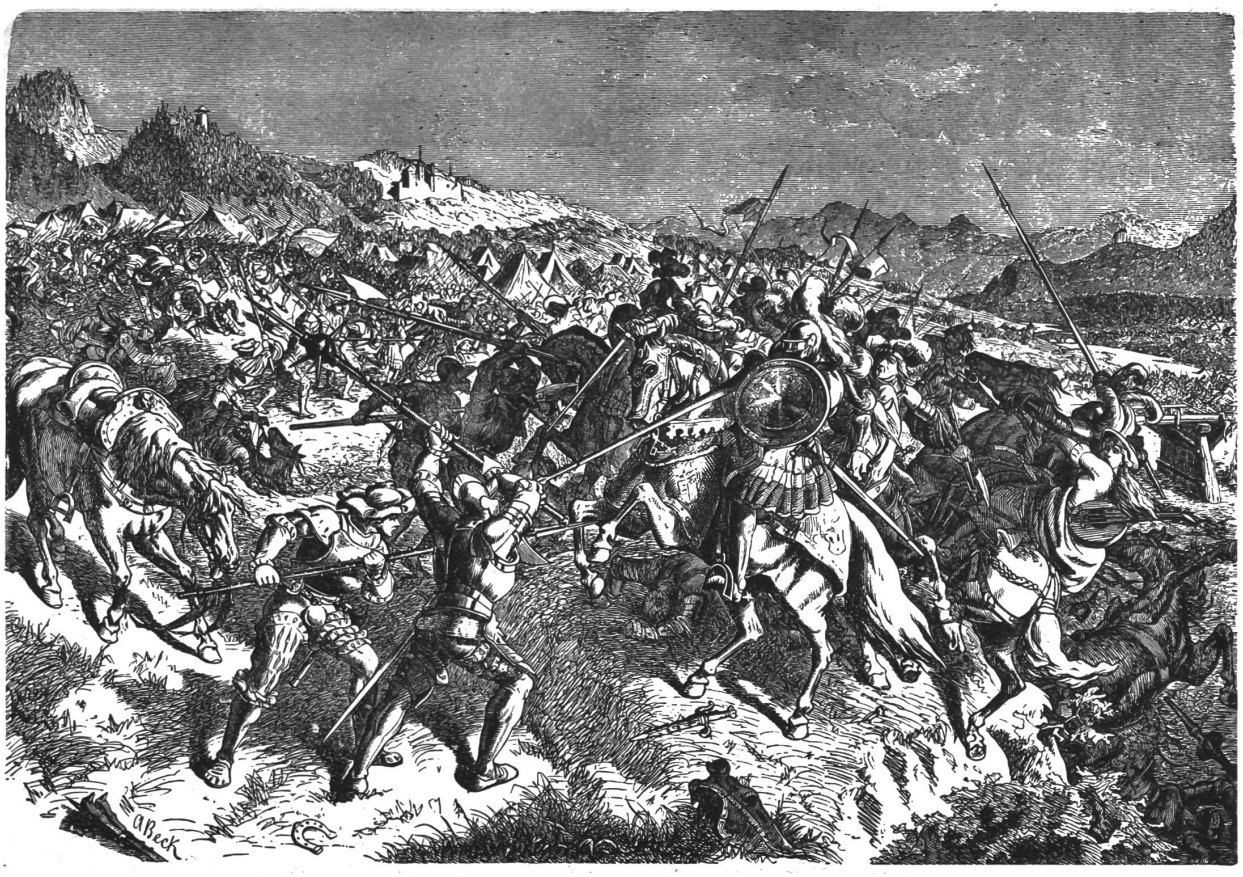
Indessen hatten die Schweizer den Grafen Fürstenberg nicht aus dem Auge verloren. Rasch machten sich die Solothurner unter ihrem Schultheißen Nikolaus Konrad auf; Boten um schleunige Hilfe wurden nach allen Richtungen hin ausgesandt. Allsogleich erschienen Mannschaften aus Zürich und Bern und um die Mittagszeit des 22. Heumonat waren bei Liestal schon 4000 Mann vereinigt. In aller Stille, umsichtig und entschlossen, besetzten sie die Schartenfluh, einen Felsen oberhalb Dorneck. Von dort herab sahen sie das sorglose Treiben des Feindes und beschlossen sofort den Angriff. Unverzüglich drang Nikolaus Konrad mit seinen Solothurnern durch das Gehölz bis an den Rand desselben vor, verrichtete mit ihnen das übliche Schlachtgebet und stürzte sich zunächst auf die Belagerer des Schlosses Dorneck. Graf Fürstenberg fiel; was den Waffen der Schweizer entrann, floh in's Thal; den Flüchtigen auf dem Fuß folgten die Eidgenossen. Hier bei der Dorneckbrücke hatte die Hauptmacht der Eidgenossen bereits den Angriff auf den Feind eröffnet. Dieser hatte sich von der ersten Ueberraschung erholt und suchte sich zu sammeln. Die Geschütze wurden herbeigeführt, die Reiter setzten sich zur Wehr. Nun entspann sich ein hartnäckiger, stundenlanger Kampf und die Eidgenossen gerieten immer mehr in Bedrängnis; die Scharen der Kämpfenden wogten bald rückwärts, bald vorwärts. Da erschallten gegen 6 Uhr abends von der Höhe ob Arlesheim die Harsthörner; 1200 fromme und notfeste Leute von Luzern und Zug rückten an. Ein Bote hatte sie zu Winterthur in der Kirche eingeholt; Flüchtige rieten ihnen ab, auf's Schlachtfeld sich zu begeben; es sei schon Alles verloren. Doch die Wackern brachen auf, und als sie die Ihrigen in Not erblickten, hingen sie ihre Wartsäcke an einen großen Birnbaum, um besser fechten zu können, und stürzten sich in die Schlacht. Nach kurzer Zeit waren die Feinde überwältigt; die Sieger, müd und matt, ließen von der Verfolgung ab und kehrten in's feindliche Lager zurück, „knieten nieder und sagten Dankgebete, assent und trunkent nach Not und Lust.“

Die Niederlage bei Dornach jagte den Schwaben gewaltigen Respekt ein; Mutlosigkeit, Zaghaftigkeit und Ermattung waren so allgemein, daß der Kaiser weder das Reich noch den schwäbischen Bund mehr in Bewegung zu setzen vermochte. Maximilian mußte selber einsehen, daß er den letzten Trumpf ausgespielt hatte.

Um so größer war der Jubel auf Seite der Eidgenossen. Uebermütig lautet ein Gesang aus dieser Zeit:

Dorneck bist ein hoches Hus,
Da schluogend d' Schwaben d' kuchi uf;
Die Häfen thätens schumen,
Doch als es vard zur Vesperzyt
That man die Kuchi rumen.

Solothurn bist ein vester Kern,
Das hant die Schwaben gar nit gern,
Es will mich selber dunken;
Z' Dornach hend's en härnig g'essen
Und erst zuo Straßburg trunken.



Die Schlacht bei Dornach, 22. Heumonat 1499.

Sie lussent all dem Thürnwald zu,
Scheuwend grad wie ein Schwyzerkuh:
D' Schwytzer thät dies verdrießen.
Sie rächten sich gar mannlich drum
Und machtend d' Schwaben büßen.

Der uns das liedli macht bekannt
Ein Schwytzerbueb ist er genannt,
Der hat dick wol gesungen:
Zu Dorneck vor dem grünen vald
Hat man die Schwaben g'schwungen.

Uebungsgemäß verblieben die Sieger drei Tage auf dem Schlachtfelde; sie hatten 3000—4000 Mann erschlagen und selber mindestens 200 Mann verloren; eine reiche Beute war in ihre Hände gefallen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages langten auch die Unterwaldner an; sie verloren in den Streifzügen drei Mann: den Vogt Ambüel vor Rheineck, den Adam Flieler vor Guttenberg und den Johann Ming vor Kobelz.

Des nutzlosen, unglücklichen Krieges müde, an Geld und Leuten geschwächt, ohne Aussicht auf bessern Erfolg ließ sich endlich Maximilian in Friedensunterhandlungen ein. Anfänglich lauteten seine Forderungen noch ziemlich anmaßend; als aber die Eidgenossen entschlossen Miene machten, den Krieg fortzusetzen und die Verhältnisse im Auslande sich schlimmer gestalteten, als Mailand erobert wurde und die Sache des Kaisers in Italien unterlag, wurde der Kaiser nachgiebiger gestimmt. Ludwig Moro, der vertriebene Herzog von Mailand, that sein Möglichstes, die Schweizer mit dem Kaiser auszusöhnen und so kam der Friede von Basel den 22. Herbstmonat 1499 zustande. Thatsächlich wurde durch denselben die Schweiz als eigenartiges Gemeinwesen anerkannt, wenn auch erst 150 Jahre später im westphälischen Frieden 1648 die deutschen Rechtsgelehrten es über sich brachten, die gänzliche Lostrennung der Schweiz vom deutschen Reiche auszusprechen.

Nur mit Schmerz und Entrüstung sprechen die deutschen Geschichtschreiber von der Unehre und Schande des „Schweizerkrieges", wie er von ihnen genannt wird; um so freudiger dürfen sich die Eidgenossen der Thaten ihrer Väter rühmen. In vier Monaten hatten die Schweizer 10 Schlachten und Gefechte gewonnen, nur eine oder zwei verloren; gewiß ein seltener Triumph. Während des ganzen Feldzuges befand sich kein Feind eine Nacht auf ihrem Boden anders als todt. Die Schwäbischen hatten für ihre boshaften Neckereien und ihren Uebermut den wohlverdienten Lohn empfangen. Wenn einst der Kanzler des Reiches nach Angabe der Geschichtschreiber gesagt hatte: der Fund sei gefunden, den Schweizern einen Herrn zu geben, und er wolle es mit der Feder in der Hand zuwege bringen, so hatte die männlich trotzige Antwort der Eidgenossen sich bewahrheitet, es hätten schon andere Leute als er das nämliche mit den Hellebarden vergeblich versucht, — die gefährlicher seien als Federkiele.

Noch darf eine Frucht dieses Krieges nicht unerwähnt bleiben; es ist der Beitritt von Basel und Schaffhausen zu dem Bund der Eidgenossen. Die Länder waren zwar gegen den Beitritt von Basel, aber sie wurden überstimmt und am 9. Brachmonat 1501 wurde der „ewige Bund" geschlossen.

Im Heumonat 1501 ritten die eidgenössischen Gesandten in Basel ein, und der freudige Ruf: „Hier Schweizerland!" tönte ihnen aus dem Munde des Volkes entgegen. „Mann sang," so schreibt Tschudi, „im Münster ein loblich Amt von der hl. Dreifaltigkeit, und zugent demnach alle Zünft mit Trummen und Pfyffen uff den Kornmarkt, da gemeiner Eidgenossen Boten uff einer Brügi stundent und bei ihnen Bürgermeister und Räth von Basel." Als der Bundesbrief verlesen war, schwuren zuerst die Basler den Eidgenossen, hierauf die Eidgenossen den Baslern; da wurde geläutet mit allen Glocken; man öffnete die Thore und setzte an die Stelle der frühern zahlreichen Wache ein altes Weib mit der Kunkel unter das Thor, das da spann und den Zoll forderte; ein Zeichen, wie stark das Vertrauen auf den Beistand der Eidgenossen sei.

Ein junger Mann ging nachdenkend auf der Straße und bemerkte etwas zu spät, daß er auf einen Offizier stieß, der ihm entgegen kam, und nicht ausweichen wollte. „Ich pflege nicht jedem Maulaffen auszuweichen", sagte der Offizier. — „Aber ich", antwortete jener und trat auf die Seite.

Ein junger Mensch, der sich einen gelehrten Anstrich geben wollte, prahlte mit seinem Wissen und behauptete unter anderm auch, daß es nun ausgemacht und erwiesen sei, daß der Mensch vom Affen abstamme. „Wenn das dein eigener Vater behaupten würde, so würde ich es ihm nicht sicherer glauben, als dir!" entgegnete ein Zuhörer.